Nr. 245. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 14. Mai 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Grosse Aufgaben.

Fürst Bülow darf sich einer neuen kaiserlichen Anerkennung rühmen; das im heutigen Morgenblatt wiedergegebene Telegramm des Kaisers läßt keinen Zweifel daran, daß der Kaiser mit seinem Kanzler zufrieden ist. Auch der Reichstag erhält darin sein Lob; während es Zeiten gab, in denen zwischen Schloßplatz und Königsplatz eine unverkennbare Verstimmung herrschte, wird jetzt die „patriotische Haltung" des Reichstages ausdrücklich anerkannt. Man sieht daraus, daß Fürst Bülow bei der Blockpolitik sich der Zustimmung des Kaisers vergewissert hat.

Im Volke ist man nicht überall der Meinung, daß die Arbeit des Reichstages schlechtweg als „nutzbringend" bezeichnet werden kann. Auch wer mit uns den Block als eine taktische Formation ansieht, die nicht ohne weiteres verworfen werden dürfte, der wird doch über die Erfolge des Blocks etwas skeptisch urteilen. Weder das Börsengesetz mit seiner Schädigung der Produktenbörse, noch das Reichsvereinsgesetz mit seinem Sprachenparagraphen und dem weiten Spielraum, den es der Polizei überläßt, können mit ungemischter Befriedigung begrüßt werden. Vollends wird man sich vom liberalen Standpunkt gegen die kleineren Gesetze, wie den Tierhalterparagraphen und die Verschlechterung des Münzgesetzes, ablehnend verhalten müssen. Gerade in solchen mehr nebensächlichen Fragen trat deutlich zutage, daß wir heute von einer konsequenten Reichspolitik in liberaler Richtung noch sehr weit entfernt sind.

Immerhin, der Block ist nicht zerfallen. Er wird auch den Sommer überdauern und bei der Wiederaufnahme der Reichstagsarbeiten im Herbst von neuem versuchen, „nutzbringende" Arbeit zu leisten. Der Kaiser weist in seinem Telegramm auf die großen, dem Reichstage noch bevorstehenden Aufgaben hin, von denen er hofft, daß sie in gleicher Weise einem erfolgreichen Ende zugeführt werden. Offenbar hat der Kaiser dabei in erster Reihe die Reichsfinanzreform im Auge, die ja die Hauptaufgabe des Reichstages im nächsten Winter bilden soll.

Wir haben keinen Zweifel daran gelassen, daß wir diese Reform für das oberste Erfordernis der künftigen Reichspolitik halten, wenn nicht mit der Zerrüttung der Reichsfinanzen auch eine Minderung des Reichsprestiges im Auslande Hand in Hand gehen soll. Aber gerade weil hier der eigentliche Kern aller Reichspolitik berührt wird, muß vornherein darauf aufmerksam gemacht werden, daß es mit allgemeinen Sympathiekundgebungen nicht getan ist, sondern daß diesmal die Leistungsfähigen Schichten des Volkes wirklich in die Tasche greifen müssen.

Der Hinweis auf diese Notwendigkeit läßt sich umsoweniger umgehen, als schon jetzt wieder das alte Spiel anfängt, die Last der Reichsfinanzreform von den eigenen Schultern abzuschütteln und sie dem Nachbar aufzuhalsen. Die Agrarier gehen auch diesmal wie immer auf diesem Gebiet voran. Es ist geradezu kläglich, wenn man beobachtet, wie von agrarischer Seite schon wieder gegen die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten gewühlt wird. Da ist kein Argument zu klein und zu schäbig, daß es nicht vorgebracht würde, um der Reichsfinanzreform ein Bein zu stellen. Und nicht viel anders ist es bei der Steuer auf den Branntwein, die im Laufe der Jahre mehr und mehr aus dem Reichssäckel in die Taschen der Produzenten übergeleitet worden ist, so daß sie heute dem Reiche nur noch einen minimalen Betrag abwirft, während die Prämie für den Brenner beständig im Wachsen begriffen ist.

Noch weiß man nicht, wie die Reform aussehen soll, über die sich der Reichsschatzsekretär Sydow mit den größeren Bundesstaaten verständigt hat. Aber so viel ist schon jetzt deutlich geworden, daß sich die preußische Regierung bisher zurückgehalten hat. Sie will offenbar bis zuletzt warten, um dann ihr Votum in die Wagschale werfen zu können. Was dabei herauskommen wird, das läßt sich ungefähr berechnen, wenn man sich erinnert, wie der preußische Finanzminister v. Rheinbaben im vorigen Jahre im Reichstage gegen Erbschaftssteuern und Erhöhung der Matrikularbeiträge polemisiert und seine ganze Weisheit in dem Hinweis auf eine Erhöhung der Tabaksteuer erschöpft hat. Wenn es auch diesmal nach dem Rheinbabenschen Rezept geht, dann läuft die Reichsfinanzreform wieder auf nichts anderes als auf eine Anziehung der indirekten Steuerschraube hinaus.

Sind wir recht berichtet, so wird Herr Sydow in den nächsten Tagen mit den Grundzügen der Finanzreform, wie sie innerhalb der Bundesstaaten ausgeklügelt worden sind, an die Oeffentlichkeit treten. Angeblich sollen auch die Stempelsteuern wieder erhöht werden. Man will auch aus dem Totalisator höhere Summen herausziehen, obgleich man sich sagen muß, daß man auf diese Weise nur die Geschäfte der Buchmacher, nicht des Reiches begünstigt. Wir warten ab, ob es Herrn Sydow gelungen ist, über den Widerstand Preußens hinwegzukommen; aber unsere Hoffnung ist nach den bisherigen Erfahrungen gering. Die Wahrscheinlichkeit spricht nur zu sehr dafür, daß auch diesmal die breite Masse den Hauptteil der neuen Steuern tragen soll.

Der Block hat tatsächlich noch große Aufgaben vor sich; nur muß sich der Liberalismus im Reiche sagen, daß er jetzt an einem Wendepunkt steht. Er hat bisher nachgegeben, mehr, als er seinem Prinzip nach sollte und durfte. Bei der Reichsfinanzreform kann er nicht nachgeben; hier muß er auf seinem Programm bestehen. Wollen dabei die konservativen Parteien nicht mittun, dann ist es besser, man läßt den Block lieber heute als morgen in Stücke fallen. Auch der Reichskanzler möge sich nicht täuschen; in Geldfragen hört die Gemütlichkeit auf. Er hat während der letzten Session einige Erfolge erzielt und dafür den kaiserlichen Dank eingeheimst; aber er würde an den Aufgaben des kommenden Winters scheitern, wenn er nicht zielbewußt auf eine Finanzreform hinarbeitet, die endlich mit dem Grundsatz direkter Reichssteuern ernst macht.

Neue Minister in Russland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

St. Petersburg, 14. Mai.

Wenn die Position des Premierministers Stolypin augenblicklich als ganz fest gilt, so ist die Stellung einzelner Mitglieder des Kabinetts umsomehr erschüttert. Während der Tagung der Reichsduma hat man bei Hofe keine Lust, die Veränderungen vorzunehmen, welche längst in Aussicht genommen sind, doch stehen zum Schluß der Dumasession einzelne vor langer Hand vorbereitete Veränderungen im Kabinett bevor. Als erstes Opfer steht der **Verkehrsminister** General **v. Schaufuß** auf der Liste, dessen Nachfolger der Abgeordnete **Markow** werden soll. Markow ist ein gründlicher Kenner des Bahnwesens, er bekleidete unter Witte, als dieser Finanzminister war, den Posten des Direktors des Eisenbahndepartements. In höheren Regierungskreisen hält man diese Ernennung für so sicher, daß man behauptet, Markow werde bereits im Reichsrat den Entwurf der Amurbahn als präsumtiver Minister zu verteidigen haben. Was Schaufuß betrifft, der sich bisher durch seine hohen Verbindungen auf seinem Posten gehalten hat, so ist er jetzt bereit, aus Gesundheitsrücksichten zurückzutreten. Im Bereich der Möglichkeit liegt auch eine Veränderung im Finanzministerium. **Kokowzews** Stellung gilt wegen seines unvorsichtigen Ausspruchs: „Gott sei Dank, noch haben wir kein Parlament", der vom Zaren gemißbilligt worden ist, für erschüttert. Sonderbar, aber äußerst charakteristisch ist der Umstand, daß der Reichsrat sich durch den Ausspruch Kokowzews aufs tiefste beleidigt fühlt. Als Kandidaten auf den Finanzministerposten werden **Timirjasew, Dmitrijew** und **Werjowski** genannt. Auch über den Handelsminister **Schipow** herrscht in höheren Kreisen großer Unwille, weil er nicht den „richtigen Ton" getroffen habe. Als sein Nachfolger wird **Ruchlow** genannt, der vor zwei Monaten alle Aussicht hatte, Marineminister zu werden. Die Position des Marineministers Admirals **Dikow** ist auch nicht fest zu nennen. Wenn das von ihm vor zwei Monaten eingereichte Abschiedsgesuch damals nicht angenommen wurde, so lag das eben daran, daß man zu jener Zeit keine Veränderungen im Kabinett wünschte. Sollte jetzt mit den Veränderungen begonnen werden, so wird man bei Hofe nicht geneigt sein, den untauglichen Marineminister durch eine bessere Kraft zu ersetzen. Nebenbei verlautet von einer gewissen Unzufriedenheit gegen den Minister für **Volksaufklärung Schwarz**, an dessen Stelle Professor **Sergejewski** treten soll. Die beste Charakteristik dieses Mannes hat wohl seinerzeit Plehwe gegeben, der, als man Sergejewski zum Unterrichtsministe vorschlug, den Ausruf tat: „Um Gottes willen, das ist ja ein Despot!" Der Rücktritt des Verkehrs- und des Finanzministers wird noch vo Schluß der Dumasession, der Rücktritt der übrigen Genannten wi auch der längst feststehende des Kriegsministers **v. Rödiger** während des Urlaubs Stolypins erwartet.

Gesundheitliche Aufklärung in der Schule.

Von Herrn Professor Dr. **v. Drigalski**, Stadtarzt in Halle a. S. erhalten wir die folgende interessante Zuschrift:

„In Nr. 201 vom 21. 4. 08 des „Berliner Tageblatts" und in Nr. 233 vom 8. 5. der „Frauenrundschau" wird von einem „interessanten Experiment" sexueller Aufklärung bei Schulentlassenen der Mittel- und Volksschulen in Halle a. S. gesprochen, von dessen Gelingen Ihr geschätztes Blatt anerkennend berichtet. Sie wollen wir die Feststellung gestatten, daß es sich dabei nicht um ein Experiment gehandelt hat; zu einem solchen würde ich mich als Stadtarzt nicht für berechtigt halten, gleichgültig, um welche Kategorie von Schülern es sich handelt. Es handelte sich vielmehr darum, die logische Folgerung aus der Tatsache zu ziehen, daß in heutigen Großstädten relativ viele Jugendliche aus Unkenntnis in schwere Krankheiten verfallen, die infolge Fahrlässigkeit durch geschlechtliche Ansteckungen verursacht wurden. — So ist traurigerweise das Gebiet der sogenannten Geschlechtskrankheiten ein wichtiges der allgemeinen Gesundheitspflege geworden. Läßt man die bisherige fast absolute Unkenntnis bestehen, so werden eben weiter viele tausende großenteils Unschuldiger einem traurigen Geschick anheimgegeben.

Ich vertrete also den Standpunkt, daß — wie die Dinge einmal liegen — die gesundheitliche Aufklärung auch Jugendlicher vorgenommen werden müsse, und habe zeigen können, daß tatsächlich vierzehnjährige Jungen aus einem in richtiger Weise gegebenen, zirka dreiviertelstündigen Vortrage vieles zu begreifen und lernen vermögen, was der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten zu ihrem Schaden heute noch unbekannt ist. Derart Gewarnte geben sich jedenfalls lange nicht so leicht schmutzigen Verführungen hin, wie

Weiße Nächte.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Barchan.

L. **Petersburg**, Mai 1908.

Wenn der Frühling kommt, sitze ich allabendlich am Kai auf der halbkreisförmigen schweren Granitbank gegenüber dem Winterpalais. Ich lehne mich gegen die mächtige Granitballustrade und schaue hinab auf die finster-blaue schwerblütige Newa, über deren kräftiges Eis wir noch vor so kurzer Zeit gingen, oder uns von Läufern durch die mit Tannenbäumchen geschmückten Eiswege auf kleinen Stuhlschlitten fahren ließen, oder für zwei Kopeken mit der kleinen elektrischen Bahn sausten. Der herbe Spätwinter mit seinen beißtschenden, beißenden Winden hat sich zurückgezogen, das Eis auf dem Flusse hebt sich und kracht. Es beginnt der gewaltige Eisgang. Die schwimmende Palaisbrücke gegenüber dem Winterpalais ist entfernt, donnernd und zischend ziehen die Eisblöcke vorüber.

Wir haben während des langen, grauen, zähen Winters nur zwei oder dreimal die Sonne erblickt. Es war jedesmal wie ein Fest, man wurde freudig gestimmt und wußte selber nicht, warum. Nun sind plötzlich die sonnenberauschten Frühlingstage da, alles glänzt und gleißt. Es ist wie der Wirklichkeit gewordene Traum des drückenden Winters. Es ist, als wären wir urplötzlich in ein exotisches Märchenland versetzt. Der Himmel ist tiefblau, die Newa glitzert und schillert, die Reihe der Paläste jauchzt und brüstet sich, und es ist, als bewegten sie sich. Die vergoldeten Spitzen der Admiralität und der Peter-Pauls-Festung brennen und glühen mit gelblich weißem Feuer. Hier trifft man vereinzelte Spaziergänger, die Damen von der englischen Gesandtschaft und der englischen Kolonie, die auch hier noch an ihrer traditionellen puritanischen Tracht festhalten, und einige verfeinerte Damen aus dem deutschen Viertel auf der Wassili-Insel. Der Gang des Petersburgers ist leichter, beheuder, freier geworden. . . . Die Bäume sind noch kahl.

* * *

Es kommt der Abend. Von elf bis eins brennen noch die Laternen. Doch es ist keine Nacht mehr, es ist ein Hinüberdämmern nach einem neuen „glanzgetüßten" Tag, an den man nicht mehr glauben will in diesem merkwürdigen Zwielicht. Und bald beginnen die „weißen Nächte". Die Straßenlaternen werden nicht mehr angesteckt, in den Häusern brennt kein Licht. Es beginnt das Reich der weißen, zaubervollen Nächte, der grünlich-bläulichen Dämmerung mit den gelblich-rosigen Streifen am Horizont. Es ist, als schwebe die durch einen Zauberspruch plötzlich befreite Seele Petersburgs über die Köpfe dahin, die Seele dieser kapriziösen, grausamen, lockenden Stadt. Die Straßen sind verlassen, erscheinen phantastisch und gespenstisch. Die Menschen schleichen und schweben gleichzeitig. Die Vernunft ist verdampft, die Sinne werden wach und weiten gleichsam ihre Augen, die Gedanken wiegen sich spielend, und gleichzeitig bewegen sie sich im Sturm. Es ist alles wie im Traume. Hier wird alles wahr, das Wunderbare, Unausgesprochene wird so federleicht, so selbstverständlich. Der Körper hat das Gewicht verloren, das ihn an die Erde fesselt, die Phantasie die Gewichte, die sie an die Wirklichkeit bannt. . . Die Gedanken und die Wünsche werden so durchsichtig leicht und gleichzeitig verschwommen; so möglich, erreichbar, und doch so weit. Es ist der Zauber der weißen Nächte, dem alle unterliegen, und den zu schildern noch niemandem geglückt ist, weil man sich diesem Zauber im Dämmerscheine wie im Traume willenlos und beglückt hingibt und dann, am lichten Tage, nicht mehr an ihn glaubt. Nur eine Ahnung der körperlichen und seelischen Leichtigkeit bleibt irgendwo im Gehirne zurück. . . vermischt mit dem Gefühl der ersten Frühlingsahnung in der frühesten Jugend.

* * *

Wenn die Abendzeit naht, sitze ich auf der halbkreisförmigen schweren Granitbank am Kai gegenüber dem Winterpalast. Schwer wogt die dunkel-grünblaue Newa, die kecken, kleinen finnischen Dampferchen hasten durch den Strom und beleben ihn mit ihren kleinen, dunkelroten Laternen. Gegen den grünblauen Himmel ragt fern auf der imposanten Troitzkybrücke eine mächtige rote Signalleuchte, gleich dem Auge eines sich aufbäumenden Seegespenstes. Die schwimmenden Landungsbrücken kreischen, wenn das Fahrzeug dagegen stößt, und fern durchschneidet eine merkwürdige Sirene die bewegliche Stille. Die kleinen eisernen Fähnchen auf den schwimmenden hellroten Bojen zirpen gedehnt und gleichmäßig heraus. Ich seh' hinüber zu der Peter-Pauls-Festung, die schwer und finster und flach aus dem Wasser emporragt; darüber erhebt sich schlank und hoch die jetzt nur an einem Streifen gleißende, dünne, vergoldete Turmspitze; es ist, als strecke der darunter gekuebelte, sich ewig aufbäumende Menschengeist eine mächtige Lanze gegen den Himmel, der so unreigensinnig seine mürben Altäre und morschen Denkmäler schützt. Gegenüber, nur durch das Wasser getrennt, steht sein ewiger Erzfeind: das rote, prächtig prangende Winterpalais der italienischen Renaissance mit dem kunstvollen, kostbaren schmiedeeisernen Gitter. Das Schloß liegt verlassen da, doch der Geist, dem dieses Schloß erbaut ist, schreitet durch die öden Prunkräume, vorbei an den gespenstisch eingehüllten Sesseln und Thronen . . . Von welchen Tragödien wüßten die Wände und Böden dieser beiden Festen zu erzählen! Doch in der unwirklich schimmernden Dämmerung, wo die ungezäumten Träume Wahrheit werden und der Geist keine Schranken kennt, treten vielleicht aus beiden Festen die spukenden Geister heraus, treffen sich über dem Wasser und reichen sich die Hände . . . Vielleicht haben sie sich dasselbe zu sagen wie jene Glücklichen, die nach „zweihundert Jahren" leben werden, zu jener Zeit der schönen guten Menschen, von der unser lieber Tschechow immer wieder träumte, wo — „keine Pässe mehr nötig sein werden" . . . Und vielleicht beneiden sie uns um die Sehnsucht und dämmernde Unruhe unserer weißen Nächte. . .

Neben dem Winterpalais und mit ihm durch Bogengänge verbunden steht auch die Eremitage im streng griechischen Stil, die so viele Schätze der klassischen Kunst birgt, die herrlichen Rembrandts, Velasquez, van Dycks und Tizians, die vielen prunkvollen Tische und Riesenvasen aus Malachit und Lapislazuli.

Doch in diesen Frühlingsnächten scheinen diese Paläste und die anderen, die sich anschließen, und die Festung und die Admiralität nur dazu hingepflanzt zu sein, um die Schönheit und die Pracht dieses Ortes und dieser Nächte zu erhöhen.

Still, schüchtern und gleichsam fragend schlägt die Uhr von der Peter-Pauls-Festung elf zage Schläge.

* * *

Ich liebe es, frühzeitig auf den Kais zu sein, bevor der kümmerliche Alexander-Garten und der schöne, alte Sommerpark geschlossen werden und die Spaziergänger sich nach den Kais wenden.

Ich sehe die vereinzelten Menschen, die allein oder zu Paaren an mir vorüberkommen, voller Neugierde und Teilnahme an, und doch möchte ich mich diesen Menschen nicht nähern; mir ist, als würde ich dadurch etwas zerstören, das uns vereint, etwas von dem Geheimnis, das vielleicht nur diese flimmernde Dämmerung und ich